

ROSTOCK. – Sie rauchen andere Zigaretten. Sie lesen andere Bücher. Ihre Speisekarten sind anders und ihre Freizeitaktivitäten auch. Die Fremdwörter heißen: F6, Strittmatter, Broiler, Datscha, Jugendweihe. Es gibt zwei Kulturen in Deutschland, eine deutsche und eine deutsche.

Wir haben die multikulturelle Gesellschaft bislang nur verschieden interpretiert; es kommt darauf an, sie zu bemerken. Man sollte die Vielheit in der Einheit sehen, keine nationale Tünche über die deutsch-deutschen Umstände schütten, sondern sie als Probleme des „Multikulturalismus“ verstehen. Für die Grammatik dieser multikulturellen Gesellschaft genügen vier Worte: *wir und die anderen*.

Das *Wir (West)* ist doppelt. Zum einen meint es eine Gemeinschaft von Bürgern, die sich einer Verfassung unterstellt haben, unter deren Dach durchaus noch viele andere (Deutsche) Platz haben. Dieses *Wir* kann ziemlich leicht gesamtdeutsch werden; die Identität der West-Mehrheit bleibt dabei erst mal ungefährdet. Es gibt aber noch ein zweites *Wir (West)*, das keine Decke hebt, unter die das *Wir (Ost)* schlüpfen könnte. Zur *Wir-Identität* im Westen gehört die *allgemein* geforderte *individuelle*

Die kulturellen Unterschiede zwischen Wessis und Ossis können die Demokratie stärken

Keine nationalen Töne!

Von Dieter Thomä

Kompetenz, sich selbst zurechtzufinden und durchzusetzen – das Einzelkämpfertum als Serienmodell. Mit dieser Mentalität hat man im Osten erhebliche Probleme.

So mancher Wessi rückt nicht mit dem Grundgesetz unterm Arm an, sondern mit ein paar unterschrittsreifen Versicherungsverträgen. Deshalb kommt beim *Wir (Ost)* ein Verdacht gegen die Demokratie auf, den der kanadische Philosoph Charles Taylor für den „bestürzenden von allen“ hält, nämlich die tückische Kombination, daß die Einladung zur Demokratie zugleich Chancen für Eigeninteressen eröffnet.

Das *Wir (Ost)* ist nicht doppelt wie das *Wir (West)*, sondern halbiert. Es hat ein System verloren, mit dem die meisten nicht ganz im reinen waren. Doch nun werden

alle Sicherheiten eingeklagt wie die des Arbeits- oder Kindergartenplatzes. Eine Lieblingssehnsucht im Osten geht dahin, einen *Platz* oder auch nur eine Nische zu haben, wo man in Ruhe gelassen wird. Mit dieser Identität läuft das *Wir (Ost)* im neuen Deutschland ins Leere, und daraufhin verhält es sich nach multikultureller Routine.

In dem von Klaus Bade herausgegebenen Standardwerk „Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland“ heißt es, „Einwanderer“ seien „in vielen Fällen daran interessiert, der Verunsicherung durch die neuen Lebenssituationen“ durch „das Neustiften von Herkunftsgemeinschaften zu begegnen“.

Nichts anderes machen Ostdeutsche, wenn sie DDR-Nostalgie *kultivieren*. Im Glücksfall könnte sich ein Zusammenspiel ergeben zwischen dem „Rückhalt im Vertrauten“ und dem „Anreiz des Neuen“. Darauf wartet man nach dem „deutsch-deutschen Kulturschock“ (Bade) einstweilen vergebens. Das hat leider zwei gute Gründe – gerechterweise einen West-Grund und einen Ost-Grund.

Die alte Bundesrepublik ist als neutrale, prozedurale Demokratie unsensibel für die kulturelle Zerreißprobe beim *Wir (Ost)*. Im Blick auf multikulturelle Probleme hat Taylor dafür plädiert, die „Politik der universellen Würde“ zu ergänzen durch eine „Politik der Differenz“. Nach Taylor geht es in einer Demokratie nicht nur um individuelle Freiheit und soziale Gerechtig-

keit, sondern auch um Bedürfnisse nach gemeinschaftlichen Identitäten. Im neuen Deutschland hat man sich bei diesen „Differenzen“ politisch verrechnet.

Zugleich fällt eine positive Weiterentwicklung des eigenen Erbes dem *Wir (Ost)* schwer, weil es einen schalen Nachgeschmack hinterlassen hat. Einerseits entdeckt man inzwischen Erhaltenswertes an der DDR-Lebensform von einst, andererseits hat man all dies scheinbar schmerzlos bei der rückhaltlosen Anbindung an die West-Gesellschaft preisgegeben.

Im Blick auf den „Multikulturalismus“ formulierte Habermas das Junktim, „von Einwanderern“ müsse „die Bereitschaft erwartet werden, sich auf die politische Kultur ihrer neuen Heimat einzulassen, ohne deshalb die kulturelle Lebensform ihrer Herkunft aufgeben zu müssen“. Doch heute wird das *Wir (Ost)* schon von der „neuen Heimat“ mitgerissen, bevor es überhaupt Licht und Schatten an der „Lebensform seiner Herkunft“ erkunden kann. Es ist hier wie beim mißglückten Beischlaf: Der Westler kommt immer zu früh. Gefährlich wäre es, sich auf Besserung allein durch Aufschwung zu verlassen; es nützt auch nichts, über östliche Zögerlichkeiten zu zetern oder wie

Wilhelm II. zu verkünden, man kenne keine Ostler und Westler mehr, sondern nur noch Deutsche.

Nur wenn man sich auf konkrete Identitäten einläßt, kann sich die West-Gesellschaft im Osten als demokratische Verlockung erweisen. Das *Wir (West)* darf die Probleme im Osten nicht zu logischen Konsequenzen der Wiedervereinigung verniedlichen, die das *Wir (Ost)* sang- und klanglos ertragen müsse, da es doch selbst die Einheit gewollt und legitimiert habe. Die Umwälzung hat eine neue Qualität. Gefordert ist vom *Wir (West)* der Respekt vor der Identitätsfindung des *Wir (Ost)* und die Bereitschaft, hierfür sozialstaatliche Spielräume zu schaffen, auch wenn dies an die eigenen Schmerzgrenzen führt.

Das *Wir (Ost)* darf sich nicht in der Schmollecke einrichten und nach den alten nun auch die neuen Wunden seiner „kulturellen Lebensform“ lecken. Es sollte seine Identitätskonfusion überwinden, die Lebensqualität, die es in dieser Gesellschaft finden will, bestimmen, auch wenn dabei westliche Selbstverständlichkeiten und Selbstgefälligkeiten in Frage gestellt werden.

■ Dieter Thomä lehrt Philosophie an der Universität Rostock.